

Schoonenberg, P. S. J., *Gottes werdende Welt*. Fünf theologische Essays. Limburg-Lahn-Verlag, 1963. 232 S. – Ln. DM 12.80.

»Die Schau Pierre Teilhards de Chardin hat das katholische Denken auf eine neue Art in Bewegung gebracht.« Nicht nur dieser erste Satz der »Fünf theologischen Essays«, ihr ganzer Inhalt ist eine Widerlegung der abschätzigen Äußerung, daß das Beste an Teilhard im Besten der heutigen Theologie schon integriert sei (so in: *Welt der Bücher*, Ostern 1963, 464). Ganz im Geiste Teilhards wird im letzten Essay, »Die Welt der Arbeit« (169–231), »die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem, was wir jetzt auf Erden bauen, und der Endvollendung« angegangen. Nur ein enger Heilsindividualismus konnte auf den Gedanken verfallen, daß nur »die gute Meinung« und ihre himmlische Belohnung zähle, das Menschenwerk selbst sei belanglos (226).

Im grundlegenden ersten Essay, »Entwicklung« (9–49), macht der Verfasser wie Teilhard ernst mit »einer integralen Entwicklungstheorie«, und er weiß, was von der Welt wie vom Schöpfergott her dazu erfordert ist. »Die sichtbare Welt« muß als »eine« gesehen werden, was schon kraft der »Seinsanalogie« gilt (21 ff.). Der entscheidende Faktor jedoch ist die zeitliche und geschichtliche Perspektive, in die heute alle Wissenschaften eingerückt sind. Wenn wir diesem voll Rechnung getragen, dann sind wir berechtigt, ja genötigt, nicht nur von einem Nacheinander, wie es durch die Funde feststellbar ist, sondern von einem »ursächlichen Zusammenhang«, von einem »Auseinander« und einer Entwicklung »von unten nach oben« zu sprechen. Dabei tritt jeweils eine »unableitbare Neuheit« auf (32), zunächst von Individuen auf der gleichen Ebene. Aber wir müssen auch »die Möglichkeit offen lassen, daß dabei auch der Sprung nach dem qualitativ oder wesentlich Anderen und Höheren zustandekommt« (35). Die letzte Erklärung dafür ist der Schöpfergott, der stets

»unmittelbar« das Sein verleiht. Er »verwirklicht die Welt so, daß das Höhere wirklich aus dem Niederen hervorgeht« (45).

Mit diesem ontologischen Rüstzeug wendet sich der Verfasser »dem Menschen und seinem Entstehen« zu (zweiter Essay, 50–79). Jedes »Werden, das Entstehen aus etwas anderem ist« (64), bedeutet »Seinsvermehrung«. Denn jedes neu kommende Gebilde – am deutlichsten ist es bei der Zeugung – ist zwar von den Vorgängern verursacht und hat darum zunächst die innerweltlichen »Ursachen zum Erklärungsgrund« (63). »Auf der anderen Seite sind sie jedoch da, sie sind also außerhalb ihrer Ursachen und unabhängig davon. Es entsteht also immer mehr, als vorher war.« Beim Menschen erreicht dieses Mehr sein Maximum: es wird eine neue Person erweckt. Weil diese Neuheit das biologische Zeugen völlig übersteigt, wird der »Ausdruck »des Eingießens« oder »Einerschaffens« der Menschenseele angewandt (66). Er muß aber »von jeder Vorstellung eines göttlichen Dazwischenkommens geläutert werden.« »Wir brauchen eine solche Dazwischenkunft Gottes nicht zu fordern, weil der Schöpfer nicht nur am Anfang steht, sondern die ganze Welt fortwährend verwirklicht, mit ihrer ganzen Dauer und mit all ihrem Wachsen. Und wir können auch einen solchen Eingriff nicht annehmen, weil wir sonst Gott in die Kette der innerweltlichen Ursachen einreihen würden, über die er erhaben ist. Die Erschaffung der Seele eines jeden Menschen ist nicht mehr, aber auch nicht weniger als das Entstehen einer neuen Person im Ganzen der Welt, in der die menschlichen Personen zunehmen. Und die Erschaffung der Seele des ersten Menschen ist dieses Entstehen in einer Welt, die unter Gottes Schöpferursächlichkeit den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht hat« (65 ff.). – Soll also in Katechese und Predigt nicht mehr von einem besonderen Erschaffen der Seele gesprochen werden, so möchten wir zusätzlich fragen? Darauf sei die Antwort versucht: Die christliche Unterweisung verkündet Heilsgeschehen, sie hat nicht Metaphysik zu lehren. So mag statt von Einerschaffen davon geredet werden, daß beim Entstehen des ersten Menschen und jedes Menschen Gott ein Wesen bei seinem Namen ruft, wodurch genau die unableitbare Personalität benannt wird, und noch dazu in biblischer Wendung. – Das Verhältnis der Welt, gleich ob in Entwicklung oder nicht, sieht der Verfasser so, daß dazu der auch der Tradition wohl bekannte Begriff der »creatio continua« genügt; eine Ansicht, die auch Teilhard vertritt. Dagegen werden Bedenken erhoben und auf den »concurus divinus« hingewiesen. Aber gerade die Konkurslehre bedarf meines Erachtens einer Überprüfung. Hat das sog. »göttliche Mitwirken« eine eigene und von dem »fortwährenden Erschaffen« verschiedene Stelle im natürlich-

metaphysischen Bereich? Ich vermute, daß eine philosophie- und theologiegeschichtliche Untersuchung im Verein mit metaphysischer Reflexion zeigen könnte, daß die Konkurslehre aus der Theologie, speziell aus der Gnadenlehre in die Philosophie geraten ist.

Den theologischen Höhepunkt bildet der dritte Essay, »Heilsgeschichte« (80–134), mit dem der folgende, »Die Ehe in heilsgeschichtlicher Sicht«, eng verklammert ist (135–168). Hier erweist sich der Entwicklungsgedanke besonders fruchtbar und hilfreich. »Das Gespräch zwischen uns Menschen und dem Gott unseres Heiles« hat »mit dem Menschentum selbst lautlos begonnen« (111). Daß es bereits am Ursprung angefangen hat, bezeugt uns der Glaube an »Gottes allgemeinen Heilswillen« (86 ff.). Lautlos ist es für uns, weil für die »Anfangsperiode« uns »die deutlichen Zeichen der Religion« fehlen (109). Aber »es gibt in der Menschheit keine heilsgeschichtlich leeren Räume« (144). Auch »vor Abraham liegt kein leerer Raum, aber eine Heils- und Unheilsgeschichte, ein verwirrtes Gespräch zwischen Gott und Mensch, das Gott in Israel zur Klarheit bringt, bevor er sein ewiges Wort in das Dasein hineinspricht« (135 f.). Darum ist »die allgemein menschliche Religiosität« »das Wörterbuch, um das Alte Testament zu verstehen. Und das Alte Testament ist noch immer die Grundschule und das Wörterbuch, um die Offenbarung in Christus zu verstehen« (115). »Christus übernahm – alles verändernd – das Alte Testament. Und das Alte Testament hat dasselbe mit den religiösen Formen seiner Umwelt getan« (114). – Gerade dieser entwicklungsgeschichtliche Gedanke leitet »eine neue Epoche der Auseinandersetzung christlicher Theologie mit den außerchristlichen Religionen« ein, er räumt auf mit der »dialektisch-theologischen These«, daß Religion Unglaube sei. (Vgl. dazu *Theologische Literaturzeitung* 89, 1964, Sp. 419/20). – »Gnade und Sünde leben beide in diesen« – außerchristlichen – »Religionen.« »Der Übertritt von ihnen zum Christentum wird ein Aufstieg zu Ihm sein, der kam, um zur Vollen- dung zu führen, und zugleich eine Bekehrung von den Götzen weg, »um dem lebendigen und wahren Gott zu dienen« (Thess 1, 19)« (119). Daraus ergibt sich eine neue Sicht für die »Missionierung«. Sie bleibt »für die Kirche wesentlich«, ist aber »nicht eine einseitige Bekehrungsarbeit, sondern eine Begegnung ... auf der Ebene des Heilswirkens Gottes selber« (133).

Gars am Inn

Alois Guggenberger